

Die »Seminarfamilie«

Nekrologe als Medium von Vergemeinschaftung¹

Jennifer Burri

Im Jahresbericht 1932/33 der Stadtzürcher Töchterschule lesen wir, inmitten verschiedenster Personalaufnahmen, folgende Mitteilung: »Wiederum ist der Hinschied einer Schülerin zu beklagen. Am 10. Dezember starb Grete Häcker, Schülerin der dritten Klasse der Frauenbildungsschule.«² Aus dieser nüchternen Notiz wird erst einmal nicht ersichtlich, ob die Institution Töchterschule dem Tod einer Schülerin überhaupt eine Bedeutung zumisst und welche tragische Geschichte sich dahinter verbirgt. Fast wirkt der Tod einer Schülerin hier – eingereiht in Personalaufnahmen und eingeleitet durch die Formulierung »wiederum« – als alltägliches Geschehnis. Im Bericht der Schulärztin, der sich etwas weiter vorne im selben Jahresbericht findet, werden für das Schuljahr zwei Todesfälle erwähnt: ein Fall von Tuberkulose und ein Suizid. Im Archiv der Töchterschule schliesslich findet sich eine Sammlung verschiedenster Traueransprachen und Nekrologe, die Rektor Fritz Enderlin während seiner Amtszeit (1930–1949) verfasst, gehalten oder bekommen und gesammelt hat. Hier erhält nun auch die einleitend zitierte Mitteilung ein Gesicht, findet sich hier doch der Durchschlag einer Rede mit dem Titel: »Kremation Gret Häcker«.³

Über die genauen Hintergründe ihres Todes lässt sich auch hier wenig in Erfahrung bringen, doch immerhin wird nun klar, dass sie sich selbst das Leben genommen haben muss. Der Rektor ringt in seiner Grabrede nach Worten. Die vielen durchgestrichenen Passagen mögen auf einen auch sonst bedachtsamen

1 Dieser Artikel basiert auf zwei Vorträgen, die im Rahmen meiner Arbeit im SNF-Forschungsprojekt »Wissenschaft – Erziehung und Alltag. Orte und Praktiken der Zürcher Primarlehrer/-innenbildung in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts« (SNF-Projekt 166008) entstanden sind: »Nachrufe als familienkonstituierende Praxis am Seminar?«, Vortrag im Rahmen des Workshops »Möglichkeiten und Grenzen der Praxeologie in der (Historischen) Bildungsforschung«, 1.-2. März 2018, Zürich; zus. mit Adrian Juen: »School Family as Nature-Given Form of Teacher Education? Practices of Community in Zurich's Normal Schools, 1875–1950«, Vortrag an der ISCHE, 29. August–1. September 2018, Berlin.

2 Jahresbericht der Töchterschule der Stadt Zürich, Schuljahr 1932/33, Abteilung I, S. 22.

3 SAZ V.H.c.98: 10.2. Traueransprachen, Nekrologe 1932–1963 (I).

Verfasser hinweisen. Dennoch fällt auf, wie oft er beim Schreiben neu ansetzt und wie sehr sein Schreiben um eine Erklärung des Unbegreiflichen ringt. Grete Häcker sei mit einer Leichtigkeit durch Leben und Schule gegangen, die alle getäuscht habe: Dahinter hätten sich Ansprüche an sich selbst verborgen, an denen sie gescheitert sei. Und dieses Scheitern an sich selbst birgt ein Scheitern der Gemeinschaft und ihrer Gewissheiten:

Wenn das Ungeheure hereinbricht in die geordneten Bezirke unseres täglichen Wandels, versagen die Maßstäbe, mit denen wir Dinge und Menschen zu beurteilen pflegen. Wir erkennen mit Scham und mit Zittern, dass wir zu unrecht uns auf die Sicherheit dieser Ordnung verlassen haben, und das unser Anspruch auf den normalen Verlauf aller der Dinge zerschellen muss an der *abgründigen* Wirklichkeit.⁴

Schliesslich muss auch die Ansprache selbst in ihrem Erklärungsanspruch scheitern. Nur fragend kommt sie voran: »Wer dürfte da noch richten wollen, wo jeden Richter die eigene Brust verklagt? Wer dürfte urteilen wollen, wo das Urteil am Unfassbaren zerbricht? Ich kann euch, liebe Schülerinnen, als Schulleiter keine Antwort geben auf die bange Frage eurer bangen Herzen [...].«⁵

Das Ringen um Worte, Erklärungen, ja das explizite Konstatieren der Unerklärbarkeit dieses Todes und die noch grössere Unmöglichkeit, hierzu passende Worte zu finden: Hier ereignet sich exemplarisch das, was Eva Horn für Trauer-texte seit dem 18. Jahrhundert als charakteristisch beschreibt: »Weil er sprechen muss, wo er nicht sprechen darf, wird der Text doppelbödig und selbststreflexiv.«⁶ Die Individualisierung des Todes (Ariès) – gemeint ist: der Tod eines (spezifischen) Anderen und die individuelle Trauer darüber als »tief[e] Verletzung des Überlebenden«⁷ – macht den Tod unaussprechlich, undarstellbar, was sich auch in den Texten über die Toten spiegelt.⁸ Im Falle eines Suizids scheint dies noch verstärkt zu werden, da nicht nur der Tod, sondern auch die Tote und ihre Handlungen in den Bereich des Unerklärlichen fallen.

Trauerreden kommt die Funktion zu, Orientierung für die Hinterbliebenen zu bieten.⁹ So handelt es sich bei der vorliegenden Grabrede nicht nur um eine individuelle Aushandlung und Darstellung individueller Trauer, sondern sie hat auch repräsentative Funktion. Mit dieser Repräsentativität sind hier Elemente

4 Ebd., Kursivsetzung: handschriftlicher Einschub.

5 Ebd.

6 Horn 1998, S. 67.

7 Ebd., S. 65.

8 Thomas Macho ergänzt: »Das Wort ‚Tod‘ ist selbst eine ›absolute Metapher‹ für *unsagbare* Erfahrungen.« (1987, S. 188, Hervorhebung im Original).

9 Tersch 2007, S. 179.

vorhanden, die Eva Horn den Trauertexten des barocken Totenkults zuschreibt.¹⁰ In der fordistischen Welt des 20. Jahrhunderts wendet sich die Repräsentativität aber nicht nur gegen aussen, sondern auch gegen innen.¹¹ Wenn Institutionen wie Schulen ihre Toten betrauern, dann stehen genau diese Funktionen im Zentrum: Trost spenden und – so möchte ich hier argumentieren – Gemeinschaft (wieder-)herstellen. Der Rektor, der anlässlich der Kremation einer verstorbenen Schülerin spricht, muss nicht nur erklären und einordnen, sondern auch versuchen, die Gemeinschaft an der Schule, die durch den Tod einer Schülerin empfindlich getroffen wurde, zu restituieren. Damit lassen sich Nekrologe auch als Medien von Vergemeinschaftung verstehen. Ich betrachte also das Verfassen, Vortragen, mitunter auch das Publizieren und Lesen von Nachrufen als eine unter anderen Praktiken der Herstellung von Gemeinschaft an Seminaren.¹² Indem ich auf den Nekrolog als Praxis und die ihn umgebenden Praktiken abziele, möchte ich zeigen, welche sozialen Verhältnisse sich darin an den betreffenden Institutionen verfestigen.

Nekrologe sind ein überaus interessantes, aber nicht unbedingt sehr bekanntes Quellenmaterial. Deshalb wird der folgende Abschnitt die behandelten Quellen in ihrem lokalen und breiteren historischen Zusammenhängen situieren. Der nächste Abschnitt klärt im Hinblick auf das praxeologisch angeleitete Erkenntnisinteresse dieses Artikels nochmals zentrale Fragen und Begriffe. Danach stellen drei weitere Abschnitte dar, wie an den Zürcher Seminaren Unterstrass und der Höheren Töchterschule Verstorbene erinnert werden und inwiefern in diesem Prozess Gemeinschaft hergestellt wird. Ganz zum Schluss wird ein Aspekt vertieft werden, der sich in Nachrufen, aber auch in anderen Quellen zu Unterstrass auf besondere Weise herausschält: die Praxis der Gemeinschaft als Seminarfamilie oder Anstaltsfamilie.

1 Praktiken der Nekrologie: Quellen und Kontexte

Im Folgenden werden verschiedene Formen von Nachrufen an zwei Zürcher Institutionen zur Ausbildung von Lehrerinnen und Lehrern im Zentrum stehen: des Seminars an der Töchterschule und des Evangelischen Seminars in Unterstrass. Die städtische Töchterschule führte ab 1878 Seminarklassen für angehende Volksschullehrerinnen,¹³ später kamen Gymnasial-, Fortbildungs- und Handelschulklassen hinzu. In Unterstrass wurde 1869 von pietistischer Seite das private Evangelische Seminar gegründet. Die Gründung erfolgte in der Tradition der

¹⁰ Horn 1998, S. 59ff.

¹¹ Vgl. Tersch 2007, S. 204.

¹² Zum Begriff der Gemeinschaft im Kontext der (Sozial-)Pädagogik vgl. Henseler/Reyer 2000.

¹³ Crotti 2015.

christlichen Erziehungsanstalt Beuggen in Süddeutschland, dessen Leiter der Vater des späteren Seminardirektors Konrad Zeller war.¹⁴ Erst 1937 nahm das Seminar die erste Schülerin auf.¹⁵ Was an diesen zwei Institutionen über den Tod einer Schülerin, eines Lehrers, eines Vorstandsmitglieds oder eines Rektors geschrieben wurde, ist in seiner Form höchst unterschiedlich: Die Quellen, die ich gefunden habe (und in der Folge als Nachrufe bezeichnen werde), reichen von einer kurzen Notiz in einem Jahresbericht über einen längeren Nachruf am Ende des Jahresberichts bis zur Abschrift einer Rede des Rektors an der Kremation einer verstorbenen Schülerin. Den Nachruf verfassen in den meisten Fällen der Rektor bzw. Direktor der Institution, der sowohl die Texte der Jahresberichte zeichnet als auch die Rede am Sarg einer verstorbenen Schülerin hält. Als weitere Verfasser/-innen treten auch Vorstandsmitglieder, Lehrer oder Schülerinnen auf. Eine besonders reiche Quelle für Nachrufe ist das Unterstrasser *Seminarblatt*. Es wurde zwei- bis viermal im Jahr an alle Vereinsmitglieder und Ehemaligen verschickt und enthielt die Nachrufe auf alle verstorbenen ehemaligen Schüler sowie auf Lehrer und auf die besonders verdienten Vorstands- und Vereinsmitglieder. Verfasst wurden sie gewöhnlich eigens für das *Seminarblatt* und meist von Kolleginnen und Kollegen, ehemaligen Klassenkameraden oder dem Direktor. Einige wurden auch Organen wie der *Schweizerischen Lehrerzeitung* entnommen und abgedruckt.

Im Archivbestand der Töchterschule, der im Stadtarchiv Zürich verwahrt ist, und im hauseigenen Archiv Unterstrass sind überdies in einzelnen Fällen eigens gedruckte und wohl nach der Beerdigung des oder der Verstorbenen versandte oder verteilte Erinnerungsschriften überliefert. Diese mehrseitigen Broschüren enthalten ein Bild des oder der Verstorbenen, Begräbnisreden des Pfarrers sowie ggf. weiterer Personen und in Zeitungen oder anderen Organen publizierte Nachrufe.¹⁶ Ihr selektiver Bestand lässt darauf schliessen, dass diese Erinnerungsschriften wie auch die in Zeitungen publizierten Nachrufe einzelnen (bekannteren) Personen und/oder einer Schicht mit entsprechenden finanziellen Mitteln vorbehalten waren. Für Zürich ist in diesem Zusammenhang der Gedenkschriften-Verlag W. Frei bekannt, der ab den 1930er-Jahren Leichenpredigten und weitere Reden an Begräbnissen stenografisch (später mit Tonbandgerät) mitschrieb. Aufgrund von Todesanzeigen in Zeitungen fragte er die Angehörigen um ihr Interesse an der Mitschrift, einer Vervielfältigung oder einem Druck an. Die Praxis schien sich allmählich zu etablieren. So lässt sich aus dem in der Zentralbibliothek Zürich gelagerten Archiv herauslesen, dass der Verlag in den Kirchgemeinden Neumünster und Unterstrass besonders viele Abdankungen mitschrieb

14 Grube/Hoffmann-Ocon 2015, S. 36.

15 Hüppi 2007.

16 Siehe bspw. zum Tod von Dr. Ernst Theodor Pestalozzi SAZ V.H.c.98: 10.2. Traueransprachen, Nekrologie 1932-1963 (II).

und bei den Pfarrern und sicherlich auch beim Publikum allmählich bekannt gewesen sein dürfte.¹⁷ Das Publikum war ein klar bürgerlich-mittelständisches, die protokollierten Abdankungen in der Mehrheit, aber nicht ausschliesslich, reformiert.¹⁸ Dies lässt sich auch aus den Erinnerungsschriften für Unterstrass und die Töchterschule eruieren. Der Verlag ist nicht immer genannt, es lässt sich aber vermuten, dass für den Platz Zürich weitere Verlage und Druckereien diesen Service anboten.¹⁹

Ähnliche Publikationspraktiken gab es schon früher: Für das 17. Jahrhundert ist überliefert, dass bei Todesfällen aus der gesellschaftlichen Elite die Grabreden gedruckt und verkauft wurden.²⁰ Bekannt sind auch die katholischen »Totenzettel«, welche aber meist nur aus einem Blatt bestehen und neben einem Bild eine Kurzbiografie der verstorbenen Personen sowie Fürbitten enthielten. Sie wurden bei Beerdigungen verteilt und hatten ursprünglich die Funktion, an das Gebet für die Verstorbenen zu erinnern. Breit durchgesetzt haben sie sich, ebenso wie die umfangreicheren Erinnerungsschriften, erst anfangs des 20. Jahrhunderts.²¹ Wichtige Basis dieser Erinnerungsschriften ist die evangelisch-reformiert geprägte Leichenpredigt, die der Erzählung der Biografie und dem Charakter der verstorbenen Person mehr Platz einräumt. Sie wurde bald auch gedruckt und ist laut Fischer ein Ausdruck zunehmender Individualisierung und Verweltlichung in Bezug auf das Totengedenken.²²

Ich möchte jedoch vorsichtig sein, in Bezug auf den Nachruf als Erinnerungspraxis vorschnell historische Genealogien herauszuarbeiten. Tod, Trauer und Erinnerungskultur wurden aus kulturhistorischer Sicht ausreichend und gewinnbringend aufgearbeitet.²³ Aus historisch-praxeologischer Sicht besteht noch Nachholbedarf. So könnten die Nachrufe zu einer Gruppe von Monumenten und Objekten zur Erinnerung der Toten gezählt werden, wie sie z.B. die im Mittelalter gestifteten Statuen und Epitaphien in der Kirche darstellen.²⁴ Als schriftliches Dokument könnten sie auch in der Tradition der spirituellen Biografie stehen. Die Praxis, adligen Toten ein »Wappenzertifikat« auszustellen, spiegelt sich in den

17 Bodmer 1986.

18 Ebd. Bodmer vermutet zudem, dass Gedenkschriften eher für Personen, deren Tod als vorzeitig wahrgenommen wurde, verfasst wurden (FN 14).

19 Zum Beispiel die Buchdruckerei Berichthaus, die die o.g. Erinnerungsschrift von Theodor Pestalozzi gedruckt hat, wie übrigens auch die Jahresberichte des Seminars Unterstrass.

20 Fowler 2007, S. 53.

21 Aka 1993, S. 28; vgl. auch Halling 2009, S. 238f.

22 Fischer 2001a, S. 21.

23 Vgl. bspw. Oexle 1995 und Fischer 2001b. Prägend war in jedem Fall die (französische) Forschung mit und nach Philipp Ariès, vgl. bei Fowler 2007, S. 41ff. und Hugger 2002, S. 32ff. Von kulturwissenschaftlicher Seite vgl. auch Macho 1987; Bronfen 1992.

24 Fowler 2007, S. 41f.

bürgerlichen Nachrufen in ihrem Fokus auf Herkunft und Stammbaum des Verstorbenen.²⁵ Nachrufe sind jedoch, im Gegensatz zu Todesanzeigen oder Friedhöfen und Bestattungskultur im Allgemeinen, noch nicht oft zum Gegenstand historischer Forschung gemacht worden.²⁶ Einzig ihr liturgischer ›Zwilling‹, die Leichenpredigt oder die Leichenrede, hat einige Aufmerksamkeit erfahren.²⁷ Ge-
sichert erscheint mir, dass die Nachrufe erst im 18. oder 19. Jahrhundert aufkommen und mit dem Entstehen einer bürgerlichen Öffentlichkeit und einem neuen, spezifisch modernen Umgang mit Tod und Trauer verbunden sind: »The obituary is thus a commemorative form which possesses its precursors and parallels in other cultural emblems, especially religious forms. Nevertheless, it only appears alongside modernity and it signals a death which is itself conceived vastly differently in modernity.«²⁸ Oder anders formuliert: Die Memoria ändert sich, weil sich der gesellschaftliche Status der Toten ändert.²⁹ In der Moderne wird dem Tod von der kultur- und mentalitätsgeschichtlichen Forschung ein individualisierter und privatisierter Charakter gegeben – und damit vom Tod in der Öffentlichkeit bzw. Gemeinschaft in der Vormoderne abgegrenzt. In der bürgerlichen Trauerkultur beginnen sich christliche Traditionen, private Emotionalität und symbolisch-ge-
sellschaftliche Repräsentation zu vermischen. Im Tod wird nun der individuellen Lebensleistung der verstorbenen Person gedacht – mittels neuer Praktiken, wie z.B. der Rede am offenen Grab. Auch neue Techniken und Orte bilden sich heraus, wie etwa die Feuerbestattung und damit das Krematorium, wo auch Abdankungsfeiern abgehalten werden können.³⁰ Diese Entwicklung zeigt sich auch in meinen Quellen.³¹ Auf der anderen Seite kennt die Moderne auch die öffentliche Trauer um den Tod bekannter Personen als nationales Grossereignis³² und das Schreiben von Nachrufen auf bekannte Persönlichkeiten in den Medien, das

25 Ebd. (Übersetzung der Verfasserin).

26 Dies zeigt bspw. der von Philippe Ariès ausgehende Überblick über die Forschungsliteratur bei Zihlmann-Märki 2010, S. 25ff. Besonders charakteristisch erscheint mir die Zweiteilung und gleichzeitig Konzentration der Forschung in ›Orte‹ und ›Medien‹ der Erinnerung, vgl. bspw. bei Halling 2009.

27 Dies gilt jedoch auch nur für die Frühe Neuzeit, vgl. Tersch 2007, S. 178. Vgl. auch die Publikationen des Marburger Personalschriftensymposiums, Forschungsschwerpunkt Leichenpredigten, beginnend mit Lenz 1975 (bis heute sind drei weitere Bände veröffentlicht worden).

28 Fowler 2007, S. 44.

29 Vgl. Oexle 1995.

30 Vgl. dazu und allg. zur modernen Trauerkultur Fischer 2001b. Das Krematorium in Zürich eröffnete 1889 auf dem Friedhof Sihlfeld, bereits 1915 musste ein grösseres gebaut werden. 1925 wurden erstmals mehr Menschen in Zürich kremiert statt begraben, siehe Stadt Zürich 2018.

31 Für die Töchterschule sind im Krematorium gehaltene Reden überliefert, vgl. bspw. [Anonym] 1933.

32 Oexle 1995, S. 56; Fowler 2007, S. 50.

erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts Fahrt aufnimmt.³³ Für meine Analyse greift das Begriffspaar öffentlich-privat jedoch zu kurz, weil es hier darum geht, wie die Verstorbenen im Kontext einer institutionellen Gemeinschaft erinnert werden.

2 Nekrologie als Praxis: Erinnerung, Gemeinschaft, Ritual

Dass es bei der (individuellen) Erinnerung bzw. bei dem Gedenken eines Individuums auch immer um Kollektivität geht, ist spätestens seit Maurice Halbwachs' Überlegungen zum kollektiven Gedächtnis ein Gemeinplatz. Das Begräbnis ist der Moment, in dem diese Erinnerung aufgerufen, (nach-)erzählt und damit auch erschaffen, kollektiviert und vereinheitlicht wird: »Memoria schafft Identität.«³⁴ Nachrufe sind nicht nur Zeugnisse dieses Moments, sie sind auch ein Produkt davon, ein Teil der Praxis des Erinnerns und damit selber eine Erinnerungspraktik, die als ritualisierte, aber historisch und kulturell spezifische Handlung innerhalb des grösseren Handlungszusammenhangs des Totengedenkens fungiert. Ich lehne mich hier an den Praxisbegriff Frank Hillebrandts an, wonach Praktiken nur in Reihen und Relationen existieren.³⁵ Nachrufe als Erinnerungspraktik sind damit wiederum selbst an der Herstellung von Erinnerung und Gemeinschaft grundlegend beteiligt.³⁶

Das Totengedenken schafft in der kollektiven Rückbindung an den Toten auf paradigmatische Weise Gemeinschafts- oder Gruppenidentität(en), denn im Moment, da die Gruppe ein Mitglied verliert, vergegenwärtigt sie im sozialen (diskursiven) Austausch darüber Aspekte gemeinsamer, d.h. gruppenspezifischer Vergangenheit.³⁷

In der »Krise des Todesfalls« hilft der Nachruf, die entstandene Lücke »zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft« zu überbrücken, und wirkt auf die (Re-) Konstituierung der Gruppe hin.³⁸

33 Fowler 2007, S. 6. Zum Gestaltwandel der Todesanzeigen Ende des 19. Jahrhunderts vgl. Halling 2009, S. 240.

34 Oexle 1995, S. 10.

35 Hillebrandt 2014, S. 58. Ich übernehme aber nicht seine begriffliche Aufschlüsselung in Praktiken, Praxisformen und Praxisformationen.

36 Dies umso mehr, wenn mit Latour und dann mit Hillebrandt gesprochen, sich nicht nur Menschen, sondern auch Dinge als Akteure zu Praxisformationen versammeln (vgl. ebd., S. 59).

37 Goetz 2008, S. 41.

38 Ebd. Vgl. auch Zihlmann-Märki 2010, S. 31ff. (mit Bezug auf Gennep). Spezifisch in Bezug zum vorzeitigen Tod Halling/Fehlemann/Vögele 2009.

Unbestreitbar haben Erinnerungspraxen Ritualcharakter. Rituale rund um Tod und Bestattung markieren – wie Rituale allgemein – gleichzeitig Bruch und Kontinuität.³⁹ Sie haben ganz spezifisch einen Gemeinschaft stiftenden Charakter:

Im Bestattungsritual vergewissert sich die Gemeinschaft – sei es die Familie, die Gemeinde, die Religionsgemeinschaft, der Herrschaftsverband usw. – ihrer eigenen Ordnung, die durch den einzelnen Tod eine Veränderung erfährt. Wie bei allen Übergangsritualen wird das einzelne Ereignis, hier der einzelne Todesfall, eingebettet in eine Struktur, die dieses Ereignis überdauert.⁴⁰

Mit dem Hinweis auf die Ritualhaftigkeit des Totengedenkens kann nochmal genauer gefasst werden, wie ich mit meinen Quellen praxeologisch arbeiten möchte. Barbara Stollberg-Rilinger fasst Rituale als Abfolge von Handlungen, die charakterisiert sind durch eine standardisierte Form, ihre Wiederholung, durch Inszenierung, ihre symbolische Aufladung wie auch Performativität – d.h., etwas wird hergestellt. Dies ist für Historiker/-innen deshalb interessant, weil der performative Charakter daran erinnert, dass auch eine Textquelle immer in einem Aufführungszusammenhang gesehen werden muss, d.h. beispielsweise über ein Ritual eine besondere Wirkungsmacht erhält.⁴¹ Daran anknüpfend möchte ich hier Nekrologe als Quellen behandeln, die einerseits, indem sie in (rituelle) Handlungszusammenhänge eingebunden sind, auf andere Begräbnis- und Erinnerungspraktiken (Begräbnis, Kremation, Totengedenken im Rahmen von Veranstaltungen im Schulbetrieb oder im Jahresbericht) verweisen können. Andererseits stellen sie auch etwas her. Die Praxeologie als Perspektive lenkt den historiografischen Blick konsequent auf solche Herstellungsprozesse.⁴² Geschärft wird diese Perspektive von einem Ritualbegriff, der ihre »sozial strukturbildende Wirkung« betont – sie sind ein »Scharnier zwischen Individuum und Gemeinschaft«.⁴³ In ihrer Zeitlichkeit knüpfen Rituale die Gegenwart an Vergangenheit und Zukunft und garantieren damit gleichzeitig Beständigkeit und Wandel. Diese übergreifende Zeitlichkeit macht sie zu einer wesentlichen Stütze von Institutionen:

Dass sie ihre soziale Wirkung gerade durch den äußerlichen Vollzug erzielen, gerade darauf beruht ihre spezifische Leistungskraft: Denn innere Einstellungen

39 Stollberg-Rilinger 2013, S. 66

40 Ebd., S. 66f.

41 Ebd., S. 39.

42 Vgl. dazu auch Freist 2015, S. 67.

43 Stollberg-Rilinger 2013, S. 9 u. 13.

schwanken bekanntlich, auf sie lassen sich keine dauerhaften Institutionen gründen; dazu bedarf es vielmehr gleichbleibender, äußerlich sichtbarer Formen.⁴⁴

Nachrufe oder Todesanzeigen als rituelle Erinnerungspraktiken im Kontext von Institutionen sind in diesem doppelten Rahmen zu interpretieren: Es gilt, nicht nur den Ruf des Verstorbenen, sondern auch den Ruf der Angehörigen, in diesem Fall der Anstalt, zu erhalten.⁴⁵

Im Anschluss an die postulierte sozial strukturbildende Prägekraft ritualisierter Praktiken muss die Analyse von Nekrologen in einem weiteren Schritt auf die darin vermittelten Ideale abzielen, die in der Erinnerungspraxis versteckt werden. Was schreiben, lesen, hören die Hinterbliebenen von ihren verstorbenen Rektoren, Lehrerinnen, Kameraden in Jahresberichten, Zeitschriften oder an Begräbnissen? Begräbnisse sind zwar von einer gewissen Gewohnheit geprägt, gleichzeitig in hohem Masse nicht alltäglich und risikobehaftet. Deshalb ist es interessant zu fragen, welche Ideale in diesem Moment angerufen werden. Für Luc Boltanski sind Beerdigungen »Prüfungen«, wie er es nennt, da sie als soziale Situation vom Scheitern viel stärker bedroht sind als andere. Beerdigungen gehören, mit anderen »offiziellen Zeremonien« wie Hochzeiten oder Staatsakten, zu den sogenannten »Wahrheitsprüfungen«, die auf Bestätigung des Bestehenden ausgelegt sind sowie die Funktion haben, eine Norm aufzuzeigen.⁴⁶ Damit sind sie gerade nicht durch Alltäglichkeit, aber umso mehr durch Verpflichtung gekennzeichnet. Nachrufe können also – mit Boltanski gelesen – als Zeugnisse von Momenten höchster Unalltäglichkeit und gleichzeitig als Dokumente zur Sicherung der gesellschaftlichen Kontinuität gelesen werden. Zudem erstaunt es nicht, dass sich schon Pierre Bourdieu explizit für Nachrufe im Kontext von Schule und Ausbildung interessiert hat – liegt der Bourdieu'schen Soziologie doch an der Analyse des Zustandekommens, vor allem aber der Perpetuierung sozialer Differenz, in der Gesellschaft wie auch in einzelnen Institutionen.⁴⁷ Bourdieu hat also den empirischen Wert von Nachrufen erkannt und geschätzt. Daran kann die (Historische) Bildungsforschung anschliessen, wenn sie nach der Entstehung und Perpetuierung von Idealen und bestimmten Kulturen an der Institution Schule fragen will. Darauf werde ich im Kapitel 5 zurückkommen.

44 Ebd., S. 13.

45 Vgl. bez. Todesanzeige bei Halling 2009, S. 239.

46 Bogusz 2010, S. 141f.

47 Vgl. Fowler 2007, S. 59ff.

3 Von Brüdern und treuen Dienern: beziehungsorientierte Gedenkarbeit in Unterstrass

Inwiefern und wie wird nun in meinen Quellen Gemeinschaft (wieder-)hergestellt? In Unterstrass wird die Bindung des Verstorbenen ans Seminar wiederholt positiv hervorgehoben. Wenn familiäre Verbindungen bestehen, etwa der Vater schon am Seminar war, werden diese genannt. Auch für die Beschreibung nicht-verwandtschaftlicher Beziehungen werden Familienmetaphern herangezogen. Über Jakob Muggli, Seminarist der 6. Promotion und später auch im Vorstand des Seminarvereins, der Trägerschaft des Seminars Unterstrass, tätig, heißt es in seinem Nachruf: »Unserer Mutteranstalt ist er bis zu seinem letzten Atemzug in großer Liebe und Dankbarkeit zugetan gewesen und es war ihm kein Opfer an Zeit, Mühe und Geld zu groß, um den Beweis davon zu erbringen.«⁴⁸ Paul Eppler, Seminardirektor von 1910 bis 1922, schreibt über ein altgedientes Vorstandsmitglied, er werde ihn als »väterliche[n] Berater« in Erinnerung behalten.⁴⁹ Familienbeziehungen strukturieren damit einerseits die Verbindungen zwischen Mitgliedern des Seminars, respektive über die Erinnerung zwischen Verstorbenen und Lebenden. Andererseits können sie die Verbindung des Einzelnen zur Institution beschreiben. An der Beerdigung von Johannes Friedrich Raillard, langjähriger Deutschlehrer am Seminar, hält sein Bruder, ein Pfarrer, die Grabrede. Wiederholt spricht er von *unserem Bruder*, also sowohl seiner als auch derjenige der Seminargemeinde und wohl letztlich der gesamten Glaubensgemeinde. Er fährt fort: »Die Tätigkeit am Seminar wurde ihm große, das ganze Leben ausfüllende Aufgabe, der er sich mit voller Anteilnahme hingeben konnte und aus der ihm reiche Befriedigung zufloss.«⁵⁰

Der persönliche Bezug zum Seminar, innere Bindung und besonders aktive Teilnahme werden in den Nachrufen immer positiv erwähnt und geschätzt: »Infolgedessen kannte er jeden einzelnen Schüler persönlich und stand während der ganzen Zeit in engster Berührung mit dem Seminar.«⁵¹ Eine wiederholt gezeichnete Idealfigur ist der *treue Diener* des Seminars, der sowohl ein langjähriger Lehrer als auch ein Vorstandsmitglied sein kann. Edwin Schneider, Seminarist der 29. Promotion und später von 1881 bis 1941 im Seminarvorstand, wird als »einer der allertreusten«⁵² Freunde des Seminars bezeichnet, weil seine Bindung von gleichmässiger Stabilität geprägt gewesen sei. Immer sei auf ihn Verlass gewesen, regelmäßig habe er Geld- und Naturalgaben dem Seminar zukommen lassen. Da-

⁴⁸ Seminarblatt aus dem Weißen Kreuz, Nr. 42, Februar 1929, S. 10.

⁴⁹ Evangelisches Lehrerseminar Zürich, 39. Bericht, 1913/14, S. 14.

⁵⁰ Seminarblatt aus dem Weißen Kreuz, Nr. 43, Dezember 1929, S. 9.

⁵¹ Evangelisches Lehrerseminar Zürich, 47. Bericht, 1922/23, S. 12.

⁵² Seminarblatt aus dem Evangelischen Seminar Zürich-Unterstrass, Nr. 45, Mai 1948, S. 1.

rüber hinaus sei seine Verbindung an das Seminar auch eine innerliche gewesen, welche er als aktives Mitglied des Seminarvorstandes gelebt habe. Gerne wird in diesem Zusammenhang auf die »Gesinnungstreue« oder das Engagement für das Seminar als »Sache des Herzens« verwiesen.⁵³ Im Idealfall ist die äussere – monetäre – Verbindung auch eine innere – aus Überzeugung. Natürlich ist das nicht in allen Nachrufen so extrem. Prinzipiell wird alles, jede Verbindung, geschätzt. Idealerweise jedoch ist die Verbindung körperlich und geistig zugleich: »Der Verstorbene war mit Leib und Seele ein ›Untersträssler‹. [...] Seine Beziehungen zum Seminar sind nie unterbrochen, ja kaum gelockert worden.«⁵⁴ Dass damit nicht nur Floskeln gemeint waren, zeigen Stellen, die exemplarisch diese Bindung und Nähe als gelebte Praxis illustrieren: Der ehemalige Seminarist und Seminarlehrer Heinrich Süsli, der fast 40 Jahre an der Übungsschule und 30 Jahre Methodik unterrichtet hatte, kümmerte sich nach seiner Pensionierung um Reparatur- und Gartenarbeiten am Seminar. Direktor Konrad Zeller erinnert diesen »Liebesdienst am Seminar« im Jahresbericht folgendermaßen: »Jedes Frühjahr sah man, oft noch bei kühler Witterung und unfreundlichem Wind, den ehrwürdigen alten Mann, manchmal hoch auf der Leiter, dieser selbstgewählten Arbeit obliegen.«⁵⁵ Und schliesst: »Sein Leben war ein Leben mit dem Seminar und für das Seminar.«⁵⁶

Die Nachrufe aus dem Seminar Unterstrass geben nicht nur Auskunft darüber, wie Gemeinschaft am Seminar gedacht und gelebt wurde. Sie enthalten auch Hinweise darauf, welche (Gedenk-)Praktiken sich an den Moment des Todes eines Mitglieds knüpfen – und wie darüber ganz konkret Beziehungen reaktiviert werden und die Seminargemeinschaft bekräftigt wird. Nach dem Tod von Dr. Raillard 1929 melden sich zwei ehemalige Schüler mit einem Kondolenzschreiben bei dem damaligen Direktor Zeller und teilen ihre Erinnerungen an den verstorbenen Seminarlehrer.⁵⁷ In einem anderen Fall treffen sich Ehemalige am Grab eines verstorbenen Klassenkameraden. Verstirbt ein Lehrer im Amt oder ein Mitschüler, nehmen auch Seminaristen an der Abdankungsfeier teil. So singt der Schüler-

53 Evangelisches Lehrerseminar Zürich, 64. Bericht, 1939/40, S. 13.

54 Evangelisches Lehrerseminar Zürich, Jahresbericht 1947-48, S. 16. Zeller schreibt dazu: »Wir rechnen auch unsere Ehemaligen zu den Menschen, die unser Werk verkörpern.« (59. Bericht, 1934/35, S. 15). Allgemein sind Körper- und Organismusmetaphern in diesem Jahresbericht sehr präsent und kehren auch in den Berichten der Folgejahre wieder.

55 Evangelisches Lehrerseminar Zürich, 62. Bericht, 1937/38, S. 16.

56 Ebd., S. 17.

57 Archiv Unterstrass, Abt II.B., 1. Seminarverein, 1.05.01 Nekrologe. Vgl. auch zum Tod eines Seminaristen Seminarblatt aus dem Weißen Kreuz, Nr. 17, November 1910, S. 15: »Am 31. März wurde er in seiner Heimatgemeinde beigesetzt, seine Klassengenossen und alle Glarner aus dem Seminar geleiteten ihn auf dem letzten Gang.«

chor 1926 an der Trauerfeier für Jakob Schenkel, Mathematiklehrer am Seminar.⁵⁸ Auch in verschiedenen Gremien wird in Unterstrass den Toten gedacht: in den Vorstandssitzungen des Seminarvereins oder an der Quartalsversammlung des Evangelischen Schulvereins.⁵⁹ Eben dort verliest Raillard einen eigens dafür verfassten Nachruf auf seinen Kollegen Schenkel, der anschliessend in dieser Form auch im Seminarblatt abgedruckt wird. Er wolle nun doch, obwohl er schon in der Kirche, im Schulblatt sowie in der *Neuen Zürcher Zeitung* gewürdigt worden sei, auch in diesem Rahmen »öffentlich de[n] Dank« aussprechen, »den ihm alle schulden«.⁶⁰ Diese ausführliche ›Gedenkarbeit‹ an ihren Verstorbenen – gegen innen wie aussen – ist meines Erachtens charakteristisch für das Evangelische Seminar Unterstrass und hier besonders ausgeprägt. Einige intensiv mit dem Seminar in Verbindung Stehende werden mit längeren Nachrufen im Jahresbericht und im Seminarblatt, wie auch öffentlich in Zeitungen und Zeitschriften, als ›Untersträssler‹ erinnert. Im *Seminarblatt*, dem internen Publikationsorgan im Gegensatz zum öffentlichen Jahresbericht, werden alle ehemaligen Seminaristen (erst ab 1938 auch Seminaristinnen) systematisch erinnert, ab ca. 1935 in gestalterisch vereinheitlichter Form und typografisch abgesetzt durch eine kleinere Schrift. Dies war wohl eine Reaktion auf die stets steigende Anzahl der zu verfassenden Nekrologe, wollte man dem Anspruch gerecht werden, alle Verstorbenen zu würdigen.⁶¹ Die ausgeprägte Gedenkarbeit und die Beziehungspflege zu den Ehemaligen als Gemeinschaft stiftende Praktiken müssen nicht zuletzt auch in Zusammenhang mit der christlichen Fundierung und der Situation eines privaten Seminars gesehen werden, das auf Spenden zugetaner und überzeugter Gönner/-innen angewiesen war.⁶²

58 Zeitungsausschnitt im Archiv Unterstrass, Abt II.B., 1. Seminarverein, 1.05.01 Nekrologe.

59 Der Evangelische Schulverein wurde 1881 gegründet und bildete eine Art Interessensvertretung für die christlichen Schulen und die christliche Schulbildung in der Schweiz, vgl. Schlienger-Schoch 1931. Mit der oben erwähnten Quartalsversammlung ist wahrscheinlich jene der Sektion Zürich gemeint.

60 Seminarblatt aus dem Weißen Kreuz, Nr. 38, März 1926, S. 2.

61 Seminarblatt aus dem Weißen Kreuz, Nr. 21, Dezember 1912, S. 10: »Bitte. Bei Todesfällen aus dem Kreise der ›Ehemaligen‹ oder der Mitglieder der Sektion Zürich des evangel. Schulvereins bitten wir die Angehörigen oder nächste Kollegen um sofortige (womöglich telegraphische) Mitteilung an die Seminardirektion, die vom Schulverein als Zentralstelle für derlei Anzeigen bezeichnet worden ist.«

62 Das Seminar finanzierte sich zu zwei Dritteln aus Spenden von Vereinen und Privatpersonen (u.a. waren auch Legate eine nicht unwesentliche Einnahmequelle). Die Pflege eines Netzwerks war also zentral, vgl. Hardegger 2008.

4 Partielle Erinnerung an der Töchterschule

In den Nachrufen und generell in den Jahresberichten der Töchterschule fehlen Familienmetaphern weitestgehend. In den Jahresberichten wird von den Aktivitäten während des Schuljahres, bspw. Exkursionen, Skitage etc., berichtet und ihre gemeinschaftsbildende Wirkung explizit herausgestrichen, jedoch ohne den Appell an eine Familie oder den familienähnlichen Charakter dieser Gemeinschaft. In den Nachrufen, die an der Töchterschule im Rahmen des Jahresberichtes publiziert werden, fällt die Charakterauszeichnung der »väterliche[n] Güte« im ausgewerteten Zeitraum nur ein einziges Mal, und zwar im Nachruf auf Prof. Dr. Hans Wissler, Deutschlehrer und Bibliothekar.⁶³ Doch auch hier wird Gemeinschaft bekräftigt. In einigen Nachrufen wird die Bindung und Treue zur Institution, etwa durch langjährige Lehrtätigkeit oder gar über diese hinaus, positiv hervorgehoben.⁶⁴ So hat auch H. Wissler »der Schule mit großer Hingabe gedient«.⁶⁵ In seinen Abschiedsworten im Krematorium lobt Rektor Enderlin zudem Wisslers »rege Teilnahme« im Schulbetrieb und die Führung der Bibliothek als »Herzenssache«.⁶⁶

Ein zweites Beispiel kann weitere Unterschiede, aber auch Gemeinsamkeiten aufzeigen. Obschon weniger ausgeprägt als in Unterstrass, wird auch an der Töchterschule im Gedenken an Verstorbene Gemeinschaft hergestellt, indem auf eine gemeinsame, institutionelle Identität verwiesen wird. Als im Schuljahr 1929/30 Rektor Wilhelm von Wyss überraschend stirbt, zeichnet der Jahresbericht folgendes Bild dieses Moments: »[...] es war, als sei alles Leben auf der Promenade [Schulhaus] erstorben.«⁶⁷ Und im ausführlichen Nachruf auf den Rektor heißt es in derselben Ausgabe: »Die Saat, die er gestreut, hat sich entfaltet und hat jenen guten Geist der Gemeinschaft gezeigt, der für Lehrende und Lernende die Arbeit auf der Hohen Promenade so schön macht.«⁶⁸ Die Identität scheint hier eher an einen Ort bzw. das Schulgebäude (HoPro) gebunden zu sein (im Gegensatz zum »Untersträssler« als Person). Der Tod des langjährigen Rektors hinterlässt markante Spuren, wohl nicht zuletzt, weil er mitten ins Schuljahr fällt. Entsprechend spontan werden Andachten organisiert. Nur einige Tage später findet in der Turnhalle eine »Trauerkundgebung« statt, an der eine Schülerin, eine Ehemalige sowie der Prorektor sprechen.⁶⁹ Die Ehemaligen hätten, aufgrund des

63 Jahresbericht der Töchterschule der Stadt Zürich, Schuljahr 1932/33, Abteilung I, S. 41.

64 Vgl. [Anonym] 1933; [Anonym] 1936.

65 Jahresbericht der Töchterschule der Stadt Zürich, Schuljahr 1932/33, Abteilung I, S. 21.

66 Abgedruckt in ebd., hier S. 41.

67 Jahresbericht der Töchterschule der Stadt Zürich, Schuljahr 1929/30, S. 20.

68 Ebd., S. 45.

69 Ebd., S. zof.

Platzmangels, eine eigene »Erinnerungsfeier« abgehalten. Auch sei, so der Jahresbericht weiter, eine Erinnerungsschrift gedruckt worden: »Die an den Trauerfeiern gehaltenen Ansprachen sind in einer Erinnerungsschrift gesammelt worden, welche durch hochherziges Geschenk von Frau Prof. v. Wyss allen gegenwärtigen und ehemaligen Schülerinnen, die in ihren Besitz kommen wollten, ausgehändigt wurde.⁷⁰

Die Unterschiede zwischen den beiden Institutionen, was die Erinnerung von Ehemaligen betrifft, sind auffällig. Zwar hat das Seminar der Töchterschule als städtische Schule eine andere Ausgangsposition als das privat finanzierte Evangelische Seminar Unterstrass. So besitzt die Töchterschule neben dem offiziellen Jahresbericht kein weiteres Publikationsorgan, das sich, wie das *Seminarblatt* in Unterstrass, an Ehemalige und Zugewandte, Gönner und Gönnerinnen richten würde. Im Vergleich wird an der Töchterschule den ehemaligen Lehrern und Lehrerinnen weniger gedacht. Nur einzelne werden erinnert: So widmet der Jahresbericht 1930/31 Professor Gertrud Knecht, »eine markante Persönlichkeit der Grossmünsterschule«, die zwei Jahre nach ihrer Pensionierung verstarb, einen umfassenden Nachruf.⁷¹ Andere hingegen scheinen vergessen worden zu sein. Nachrufe auf einige von ihnen können jedoch beispielsweise in der *Schweizerischen Lehrerinnenzeitung* gefunden werden, wie etwa auf Emma Coradi-Stahl, Haushaltungslehrerin und schweizweit bekannte Förderin des hauswirtschaftlichen Unterrichts⁷² oder Dr. med. Anna Heer, Hygienelehrerin.⁷³ 1931 stirbt Sophie Heim, die von 1875 an 25 Jahre lang Italienisch an der Zürcher Töchterschule unterrichtet hatte. Auch sie wird im Jahresbericht nicht erinnert, ein Nachruf findet sich jedoch in der *Schweizerischen Lehrerinnenzeitung*.⁷⁴ Unterstrass dagegen erwähnt den Tod der langjährigen Arbeitsschullehrerin der Übungsschule, Berta Heller, zumindest kurz im Jahresbericht und ausführlich im *Seminarblatt*.⁷⁵ Der Tod vieler weiterer, nach ihrem Rücktritt verstorbener ehemaliger Mitglieder des Unterstrasser Lehrkörpers wird entweder im Jahresbericht oder sicher im *Seminarblatt* erinnert.

⁷⁰ Ebd., S. 21.

⁷¹ Jahresbericht der Töchterschule der Stadt Zürich, Schuljahr 1930/31, S. 61f, hier S. 61.

⁷² Eberhard 1911/12.

⁷³ Benz 1918/19. Emilie Benz war 34 Jahre lang Übungsschullehrerin an der Töchterschule und wurde im Jahresbericht 1928/29 in einem Kurznachruffolgendemmassen erinnert: »Sie war eine selbständige und originelle Persönlichkeit, die auch ausserhalb der Schule durch ihr Eintreten für die Sache der Lehrerinnen und der Frauen überhaupt wertvolle Arbeit leistete.« Jahresbericht der Töchterschule der Stadt Zürich, Schuljahr 1928/29, S. 17.

⁷⁴ [Anonym] 1931/32.

⁷⁵ Vgl. Evangelisches Lehrerseminar Zürich, 59. Bericht, 1934/35, S. 14; Seminarblatt aus dem Weißen Kreuz, Nr. 51, Dezember 1934, S. 11.

An der Töchterschule scheint das ›institutionelle Gedächtnis‹ weniger gross bzw. lang gewesen zu sein. Immerhin: Der Nachruf auf Sophie Heim erwähnt die Rede ihrer Nachfolgerin an der Trauerfeier. Das weist darauf hin, dass Lehrerinnen und Lehrer untereinander das Gedenken bewahrten. Auch der Rektor spricht, wie die archivierten Reden zeigen, regelmässig an Trauerfeiern verstorbener Lehrer, Lehrerinnen und Schülerinnen.

Dies wirft die Frage auf, ob und inwiefern Frauen anders erinnert werden als Männer und ob die *Memoria* im 20. Jahrhundert ein hauptsächlich männliches Privileg ist. Bridget Fowler stellt eine ähnliche Frage und bezieht sich dabei auf Judith Butler, die in Bezug auf das Amerika nach 9/11 gezeigt hat, dass bestimmte Leben (hier: westliche, nicht-muslimische) eher ›betrauerbar‹ sind als andere.⁷⁶ Der Fakt, dass weibliche Lehrpersonen die Erinnerungen an ihre verstorbenen Kolleginnen in eigenen, geschlechtsspezifischen Strukturen – nationale Vereine, Publikationen – abhielten, ist ein starker Hinweis darauf, dass die vorherrschenden, oft patriarchalen Strukturen diese Erinnerung vergessen. Ich möchte hier jedoch vor allem argumentieren, dass die institutionelle Kultur, das Verständnis von Gemeinschaft und damit die Erinnerungskultur an den beiden Institutionen Töchterschule und Unterstrass sehr unterschiedlich waren. Und dies ist nicht nur auf das Geschlecht ihrer Schüler und Schülerinnen zurückzuführen.⁷⁷ Es spielt für das ›Klima‹ an den Institutionen und meine Frage der Gemeinschaft viel eher eine Rolle, dass die Töchterschule in einer Tradition des humanistischen Gymnasiums steht, Unterstrass in jener eine christlichen Freien (Privat-)Schule. Und zusätzlich existieren Strukturen, die zu einer völlig unterschiedlichen Alltags- resp. Schulerfahrung führen: Die Schülerinnen der Töchterschule gehen jeden Tag von der Schule in der Stadt nach Hause, während die Seminaristen in Unterstrass in ihrer Mehrheit im zugehörigen Konvikt essen, schlafen und ihre Freizeit verbringen. Die Seminargemeinschaft ist damit ein viel wesentlicherer Teil des Lebens in Unterstrass als an der Töchterschule.

Nicht zuletzt unterscheiden sich die beiden Institutionen auch bezüglich Form und Struktur ihrer Publikationen. Die offiziellen Jahresberichte, in denen

⁷⁶ Vgl. Fowler 2010, S. 3f. Gleichzeitig notiert Fowler, dass die Reichweite der Erinnerbarkeit in Nachrufen, was Geschlecht, Klasse oder Ethnizität betrifft, sich in den letzten 100 Jahren extrem vergrössert hat.

⁷⁷ Zur Frage von Geschlecht und Bildung ist wesentlich, dass im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert nur die Mädchenbildung geschlechtsspezifisch fundiert und legitimiert werden musste. Die Knabenbildung musste dies aufgrund der universalistischen Gleichsetzung des Mannes mit dem allgemein Menschlichen nicht. Die höhere Mädchenbildung bezog sich im politischen Kampf um Legitimität relativ erfolgreich auf das Ideal der ›geistigen Mütterlichkeit‹, wie Juliane Jacobi (1990) für Deutschland gezeigt hat. Damit ist die doppelte Ausrichtung der Mädchenbildung auf Beruf und Mutterrolle gemeint. Beatrix Mesmer (1988) spricht in diesem Zusammenhang ›Vom ›doppelten Gebrauchswert‹ der Frau‹.

üblicherweise die Nachrufe an der Töchterschule veröffentlicht werden, haben im Vergleich zu jenen aus Unterstrass eine viel strengere Form. Mit der Zeit wird an der Töchterschule die kurze Erwähnung in den Personalia zugunsten von einzelnen längeren Nachrufen, die dem Jahresbericht nachgestellt werden, aufgegeben. Hieraus lässt sich die These aufstellen, dass die Praxis, umfassende Nachrufe zu publizieren, ganz generell erst in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts allmählich Fahrt aufnahm. Diese These deckt sich mit dem oben angesprochenen Befund der Soziologin Bridget Fowler, die das Entstehen der Kategorie des Nachrufs in grossen Englischen Tageszeitungen wie *The Times* auf das Ende des 19. Jahrhunderts ansetzt.⁷⁸ In Unterstrass wiederum scheint sich die Praxis des Nachrufens etwas früher etabliert zu haben – wohl, weil sie aufgrund ihrer stärkeren evangelisch-theologischen Fundierung mit der Praxis der Leichenrede vertrauter waren.⁷⁹

5 Von der Erinnerung des Individuums zur Reproduktion der Seminargemeinschaft

Nachrufe als (bildungss-)historisches Quellenmaterial zu verwenden, ist m.W. nicht sehr verbreitet. Jedoch hat bspw. die Soziologie auf Nachrufe als empirisches Material zurückgegriffen. Bourdieu, der selbst gerne hin und wieder Nachrufe verfasste, fundierte seine Studie *La noblesse d'état* mit der Analyse von Nachrufen aus dem Kontext französischer Bildungsinstitutionen, genauer des ENS.⁸⁰ Sein Interesse galt der Frage, wie Schulen zur Reproduktion sozialer Unterschiede beitragen.⁸¹ In Anlehnung daran stehen im Folgenden die Biografien im Vordergrund, die die Nachrufe von den verstorbenen Lehrerinnen und Lehrern zeichnen. Vor allem aber spiegelt das Quellenmaterial auch die mit dem Lehrberuf verbundenen Werte und Idealvorstellungen. »The obituaries, [Bourdieu] suggests, reveal with great clarity the *occupational ethics* of the academic and teaching profession.«⁸² Gerade wenn wir Nekrologe als Erinnerungspraxis und als Teil eines Gefüges von Erinnerungspraktiken in dem spezifischen Kontext der Institution begreifen, ist es wichtig, auf die darin transportierten Werte und Ideale zu schauen. Denn die Inhalte der Nekrologe werden von den Hinterbliebenen wahrgenommen – indem sie individuell zu Hause im *Seminarblatt* gelesen werden und noch mehr, wenn Ansprachen bei Abdankungsfeiern in Kirche oder Krematorium gehalten werden.

⁷⁸ Fowler 2007, S. 6.

⁷⁹ Einige der Seminardirektoren, z.B. Jakob Gut (1897-1910), waren Pfarrer.

⁸⁰ Fowler 2007, S. 63.

⁸¹ Vgl. Papilloud 2003, S. 75.

⁸² Fowler 2007, S. 63.

Dazu eignet sich das umfangreiche Material aus Unterstrass. Die relativ grosse Zahl der gefundenen Nachrufe, insbesondere jene aus dem *Seminarblatt*, macht sie in hohem Masse vergleichbar. Auf diese Nachrufe auf ehemalige »Untersträssler« möchte ich mich im Folgenden hauptsächlich konzentrieren.⁸³

Dabei sind Nachrufe eine schwierige Quelle, da sie stark von Floskeln geprägt sind. Von Dr. Hans Steiner, dem 1939 plötzlich verstorbenen Naturwissenschaftslehrer, heisst es: »Er hat aber seine Eigenart nicht selbstgefällig gepflegt, sondern als Mensch und Christ in den Dienst unserer Schule gestellt, der seine ganze Arbeitskraft – fast ohne Nebenbeschäftigung – gehört hat.«⁸⁴ Der Lehrer, dem Schule und Beruf alles sind, ist im Übrigen ein in Nachrufen besonders gerne gesehener Charakter – und deswegen wohl als Topos zu betrachten. Daneben kommen aber auch durchaus überraschende Elemente in den Nachrufen zum Tragen, wie die folgende Analyse zeigen wird.

Welche zentralen Charakteristiken und Ideale rufen die Nachrufe aus Unterstrass auf? Es gibt eine Reihe von (positiven) Werten, die wohl in fast jedem Nachruf erwähnt werden: Treue, Gewissenhaftigkeit, Pflichtbewusstsein, Arbeitsamkeit, Bescheidenheit. Diese entsprechen erstaunlich genau den in der Unterstrasser Hausordnung aufgelisteten pädagogischen Tugenden.⁸⁵ Nun gehört es natürlich in besonderer Weise zur Textgattung des Nachrufs, positive Eigenschaften der Verstorbenen herauszustreichen – *de mortuis nihil nisi bene*. Ebenso denkbar ist dies bei der oben erwähnten »Eigenart« des Charakters, der insbesondere männliche Lehrer des Öfteren eher auszuzeichnen statt zu disqualifizieren scheint. Solche Eigenarten werden in Nachrufen teilweise liebevoll nachgezeichnet. Mitunter dienen dazu Schilderungen von spezifischen Situationen im Klassenzimmer, die den verstorbenen Lehrer besonders lebendig wirken lassen. Zum (erwartbaren) »geborenen Lehrer« kommt also in der Nachrufspraxis der »individuelle Lehrer«, wie ich ihn nennen möchte, hinzu. Dazu gesellt sich noch der »verkannte Lehrer«, der, eher streng, vielleicht schroff und manchmal etwas trocken, einen geradlinigen Unterricht führte und den seine Schüler erst später zu schätzen lernten. Diesen Charakter finden wir deshalb besonders oft bei den Seminarlehrern, werden doch seine Schüler später selber Lehrer.

83 Das meist drei- bis viermal im Jahr erscheinende Seminarblatt umfasste 1905-1950 229 als Nachruf zu klassifizierende Einträge. Davon wurden in die Analyse einbezogen: 1. Einträge zu all jenen Personen, die auch im Jahresbericht oder in weiterem Archivmaterial erinnert werden, also eine relativ kleine Gruppe »prägender« Figuren; 2. Die restlichen Einträge wurden nach Jahrzehnten durch Abzählen ausgewählt, was einer möglichst regelmässigen Verteilung sowie ihrer mit den Jahrzehnten zunehmenden Häufung Rechnung tragen soll (1905-1920 je 2, 1921-1930 je 3 und 1931-1950 je 4).

84 Evangelisches Lehrerseminar Zürich, 63. Bericht, 1938/39, S. 22f.

85 Vgl. Grube/De Vincenti 2016, S. 105. Dies sind jedoch typische Tugenden, die auch in vielen anderen Seminar- und Schulordnungen enthalten sein können.

Weniger zu erwarten ist die vereinzelt geäusserte Kritik an Verstorbenen. Dr. Christian Beyel, ein ehemaliger Hochschuldozent und Mitglied des Seminarvorstands in Unterstrass, sei zwar ein Theoretiker gewesen, er wird aber für sein vielseitiges, immer verlässliches Engagement in christlich-konservativen Kreisen gelobt. Von Seminarlehrer Raillard werden »Fehler und Eigenarten« erwähnt.⁸⁶ Anderswo heisst es, er sei ein »geschätzter Lehrer« gewesen, und zwar, obwohl er »Schwung und Begeisterung« völlig habe vermissen lassen. »Seine Schüler aber merkten, dass er etwas besaß, das mehr ist als hinreißende Kraft. Es war jene Vereinigung von Strenge und Liebe, die auch ihm nichts Selbstverständliches war, sondern vielmehr die Frucht seines Glaubens.«⁸⁷ So versöhnt immer der Glaube die Lehrer und Lehrerinnen in Unterstrass mit der (christlichen) Gemeinschaft.

Auch negative Charaktereigenschaften werden in Nachrufen erinnert. Von einem 1945 verstorbenen ehemaligen Seminaristen schreibt der langjährige Rektor Zeller in einem sehr persönlich anmutenden Nachruf, er sei ein »eigenartiger Mensch« gewesen; zwar intellektuell begabt, aber unbeholfen und verkrampt, habe er nie den Zugang zu seinen Schülern finden können. Zeller beschreibt ein schwieriges, schlussendlich nicht eigentlich gelungenes Leben. Fast erscheint der Nachruf als eine Mahnung an die Hinterbliebenen. Aber trotzdem: Auch diesen »Untersträssler« erlöst Gottes Güte am Ende.

Zentral erscheint mir hier, dass Zeller erwähnt, der Verstorbene habe sehr viele verschiedene Stellen innegehabt. Er wird als Lehrer beschrieben, der seine »Wirkungsstätte«, wo er seine Begabungen ausleben konnte, nie fand.⁸⁸ Ein wichtiger Bestandteil eines gelungenen Lehrerlebens scheint es nämlich gewesen zu sein, jene Stelle zu finden, an der man länger bleibt und/oder sich seinen Neigungen entsprechend entfalten kann. Dies entspricht dem »individuellen« Lehrertypus, der gleichzeitig der am häufigsten gezeichnete Charaktertypus in den analysierten Nachrufen ist. So scheint es, trotz unvermeidlicher Topoi, gerade die Aufgabe des modernen Nachrufs gewesen zu sein, den individuellen Charakter der Verstorbenen möglichst adäquat zu beschreiben, Stärken wie auch Schwächen zu erwähnen, um die hinterbliebene Gemeinschaft mit ihm zu versöhnen.

Eine Figur, die in den Nachrufen aus Unterstrass immer wieder auftaucht, ist die des ersten Seminardirektors Heinrich Bachofner. Er leitete die Anstalt seit ihrer Gründung 1869 bis zu seinem Tod 1897. Bis weit über seinen Tod hinaus bezeugen die Nachrufe auf seine ehemaligen Schüler die absolute Verehrung des »Gründungsvaters« am Seminar Unterstrass. Zu Seminarlehrer Süsli heisst es: »Die christlich ausgeprägte Persönlichkeit und der Unterricht des geliebten

86 Seminarblatt aus dem Weißen Kreuz, Nr. 43, Dezember 1929, S. 9.

87 Evangelisches Lehrerseminar Zürich, 53. Bericht, 1928/29, S. 17.

88 Seminarblatt aus dem Evangelischen Seminar Zürich-Unterstrass, Nr. 33, Mai 1945, S. 75f.

Direktors Heinrich Bachofner blieben ihm zeitlebens ein leuchtendes Vorbild.«⁸⁹ Mit der Erinnerung der Ehemaligen wird also gleichzeitig immer Bachofner-Erinnerung betrieben. Auch seine Ideale gehen nicht vergessen: Rudolf Oberholzer, Bachofner-Schüler und Primarlehrer, sei dem »Bachofnerschen Ideal« des Dorflehrers besonders nahegekommen, der »von der Liebe und Achtung seiner Dörfler getragen, seines Amtes waltet, an Freud und Leid seiner Dorfgenossen Anteil nimmt, allmählich fürs ganze Dorf ein Segen wird und dabei von Herzen gern auf Glanz und Schimmer verzichtet.«⁹⁰ Diese Verehrung und fortlaufende Erinnerung Bachofners gleicht einer Mythenbildung. Ein Kennzeichen der Mythenproduktion ist die zyklische, wiederholte Erinnerung, etwa an Jahrestagen.⁹¹ Auch Bachofner wird – neben der ständig aufscheinenden Erinnerung in Nachrufen seiner Schüler – zum zehnten Todestag erneut gewürdigt.⁹² Die Praxis des Nachrufens gerinnt so auch zur Mythologisierung der eigenen Institution.

Nicht nur Mythen, sondern auch die Identität einer Institution wird über Nachrufe »gemacht« und damit Gemeinschaft hergestellt. Wesentlicher Teil dieser Praxis ist, wie wir gesehen haben, die Zeichnung von Lehreridealen. Dazu gehört auch die Beschreibung einer (erfolgreichen) Lehrerbiografie.⁹³ Nekrologie geben nicht nur der Historikerin wichtige Einblicke in verschiedene Biografien – auch die zahlreichen Leserinnen und Leser des *Seminarblatts* lesen so über das Gelingen (und manchmal auch das Scheitern) des Lebens aus dem ihnen nahestehenden Kreis der christlichen Lehrerbildung. Wir lesen von Biografien klassischer bürgerlicher Männlichkeit aus dem christlich-konservativen Milieu,⁹⁴ aber auch von »Aufsteigern« vom einfachen Bauernsohn zum Lehrer. Obschon die Nekrologie teilweise sehr verschiedene Lebensläufe zeichnen, vermitteln sie doch ein eher einseitiges Bild. Sie sind Trägerinnen vorherrschender Ideale bezüglich Geschlecht und Klasse und perpetuieren damit die Identitätskonstruktionen der Institutionen und Gemeinschaften, aus denen sie hervorgehen. Gleichzeitig transzendieren sie diese Ideale durch die Erzählung individueller, bisweilen ab-

89 Seminarblatt aus dem Evangelischen Seminar Zürich-Unterstrass, Nr. 7, November 1938, S. 11. Diverse ähnliche Formulierungen sind zu finden.

90 Seminarblatt aus dem Weißen Kreuz, Nr. 21, Dezember 1912, S. 5.

91 Vgl. Stollberg-Rilinger 2013, S. 76.

92 Seminarblatt aus dem Weißen Kreuz, Nr. 7, Juli 1907, S. 15-18. Sogar Bachofners Grabstein wird, als der Friedhof aufgehoben wird, durch die Verantwortlichen in Unterstrass gerettet und im Seminargarten aufgestellt. Siehe dazu Seminarblatt aus dem Weißen Kreuz, Nr. 37, November 1925, S. 4f.

93 Tersch (2007, S. 204) weist darauf hin, dass die Schilderung der Berufsbiografie heute selbstverständlich zur Totenrede gehört, während sie im 19. Jahrhundert oft explizit weggelassen wurde.

94 Exemplarisch: Die Nachrufe auf Jakob Muggli und J.F. Raillard im Seminarblatt Nr. 42, Februar 1929, u. Nr. 43, Dezember 1929.

weichender Lebensläufe. Es ist ein Spannungsfeld, das Nachrufe überbrücken müssen: Erinnerung vs. gelebtes Leben, Ideal vs. Individualität. Charakteristisch für alle Nachrufe ist ihr Fokus auf das Individuum bzw. das individuelle Leben, das aber gleichzeitig immer unter dem Gesichtspunkt eines Lebens in und für die Institution erzählt wird. Das Individuum wird also im Verlaufe des Textes zuerst skizziert und anschliessend quasi ›verallgemeinert‹ und gleichsam (rückwirkend) der Anstalt ›einverlebt‹. An der Töchterschule ist die Zeichnung des individuellen Charakters des oder der Verstorbenen stärker ausgeprägt. Diesem Charakter wird zum Schluss des Nachrufs in Bezug auf das Lehrerkollegium oder die Schule als Ganzes ein Platz zugewiesen. In Unterstrass geschieht dies in ähnlicher Weise, aber weniger ausgeprägt: Hier ist es letztlich der Mensch als Christ, der die Verbindung zum Seminar und zur Seminargemeinde schafft.

Diese Aussöhnung von Widersprüchlichem unterscheidet die Nachrufe von anderen Quellen. Briefe zwischen dem Direktor und ehemaligen Seminaristen aus dem Seminararchiv Unterstrass vermitteln ein konfliktäres Bild: vielfältige, gebrochene Biografien wie auch Menschen. Dieses Bild ist wiederum nur fragmentarisch, da die ehemaligen Schüler vor allem dann dem Seminardirektor schreiben, wenn sie Probleme haben. Doch zeigen gerade diese Briefe von und an Direktor Zeller noch einmal deutlich, wie wichtig das persönliche Netzwerk am Seminar Unterstrass war. Dass es damit auch eine Familienfunktion erfüllte, soll im nächsten Abschnitt thematisiert werden.

6 Seminarfamilie als ›Spezialfall‹ der Vergemeinschaftung in Unterstrass

Gemeinschaft leben heisst am Evangelischen Seminar Unterstrass im 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts auch, Familie sein, oder genauer: *wie* eine Familie sein. Wie oben gezeigt, bemühen Nachrufe Familienmetaphern, streichen verwandtschaftliche Verbindungen heraus und loben besondere Nähe zum Seminar. Das Seminar nimmt in dieser Hinsicht eine gesonderte Stellung ein. Hier beginnt sogar der Rechnungsteil des Jahresberichts mit einem Familiengleichnis: Gleich dem ›mit Kindern gesegneten Familievater‹, der wegen Geldsorgen schlaflose Nächte hat, um seinen ›begabten Söhnen‹ ein Studium zu ermöglichen, sei es dem Vorstand des Seminars oft zumute, wenn er die Rechnung präsentieren müsse, schreibt der Präsident des Seminarvereins 1925.⁹⁵ Überhaupt wird in den Jahresberichten aus Unterstrass des Öfteren mit einer strengen Form gebrochen: Im selben Jahr lässt Direktor Konrad Zeller das Jahr in der Form von Briefen an einen imaginären Freund Revue passieren. Dies, um ›Einblick [zu] gewähren in

95 Evangelisches Lehrerseminar Zürich, 49. Bericht, 1924/25, S. 27.

das Seminarleben«, und zwar »möglichst wahrheitsgetreu«.⁹⁶ Hier schildert er folgende Szene:

Vorgestern war die Hälfte der dritten Klasse nach dem Nachtessen bei uns in der Wohnstube. Ich veranstalte mit Frau Rychner zusammen, wenn irgend möglich jede Woche, einen solchen Abend für je etwa zehn Schüler der beiden oberen Klassen. Frau Rychner sorgt mit Tee und etwas Gebäck für das körperliche Wohl, und ich muss für die geistige Nahrung aufkommen.⁹⁷

Er müsse ihnen einerseits Autorität sein, andererseits wolle er »als Hausvater mitten unter ihnen sein«.⁹⁸ Er fährt fort:

Zugleich hoffe ich den Seminaristen damit ein Stück Familie geben zu können. Frau Rychner ist ja auch dabei, wenn wir beisammen sitzen, und das ist sehr wichtig, denn die Mutter macht doch vor allem die Familie, und deshalb darf die Hausmutter nicht fehlen, wenn die Schüler aus dem Anstaltsbetrieb für einige Zeit in einen Familienkreis treten sollen; und umgekehrt! Weil sie dabei ist, so sind diese gemütlichen Abende mehr als unterhaltliche Zusammenkünfte, sie sind eben, wie ich hoffe, ein Stück Familie.⁹⁹

Die Anstalt könne und dürfe die Familie jedoch nicht ganz ersetzen, solle jedoch versuchen, »so viel als möglich selbst eine große Familie zu sein.«¹⁰⁰ Diese Praxis ist angelehnt an Pestalozzis Wohnstubenpädagogik, die in Unterstrass eine spezifische Tradition hat. In den ersten Jahren des Seminars hat Direktor Bachofner die Schüler in seinem Wohnzimmer unterrichtet.¹⁰¹ Der »Hausvater« und die »Hausmutter« haben sich, wie das Beispiel oben zeigt, bis ins 20. Jahrhundert tradiert. Da Zeller zu diesem Zeitpunkt noch unverheiratet war, übernimmt hier eine Angestellte, Mina Rychner, die Arbeit der Hausmutter, die andernfalls immer der Ehefrau des Direktors zufiel. Als Zeller heiratet, will seine Frau diese Rolle nicht übernehmen, und man ist froh, bleibt dafür Frau Rychner »als Hausmutter«¹⁰² im Haus.

Hier entsteht ›Familie‹ als ebenso vorgestellte wie gelebte Praxis einer Anstaltsgemeinschaft. Diese Praxis gleicht dem patriarchalischen Modell der vor-

⁹⁶ Ebd., S. 3.

⁹⁷ Ebd., S. 10.

⁹⁸ Ebd.

⁹⁹ Ebd., S. 11.

¹⁰⁰ Ebd.

¹⁰¹ Vgl. Grube 2018.

¹⁰² Evangelisches Lehrerseminar Zürich, 49. Bericht, 1924/25, S. 27.

modernen Familie als Arbeitsgemeinschaft, charakterisiert durch »Hausvater« und »Hausmutter«, die dem Familienverband vorstehen. Durch Praktiken des gemeinsamen Essens und Beisammensitzens wird das familiale Gefüge hergestellt bzw. erhalten. Gleichzeitig scheint es notwendig gewesen zu sein, dieses Arrangement gegen aussen von der ›richtigen‹ Familie abzugrenzen. Direktor Zeller erhofft sich eine verbindende und schliesslich pädagogische Wirkung der oben beschriebenen Zusammenkünfte. Dies erinnert an Pestalozzis Roman *Lienhard und Gertrud*, wo der Unterricht mit der Unterweisung der Mutter im Wohnzimmer beginnt, die der Lehrer in der Schule kopieren und fortführen solle.¹⁰³

Seltsam unbelichtet bleibt, was im obigen Zitat Zellers mit ›Familie‹, insbesondere der Herkunftsfamilie, gemeint ist. Wir befinden uns mit den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts in einer Zeit, die gemeinhin als die Zeit der Blüte und der Durchsetzung des Ideals der bürgerlichen Kleinfamilie gefasst wird.¹⁰⁴ Gleichzeitig wird die Familie immer wieder als bedroht wahrgenommen durch verschiedenste ›Krisen‹ der Moderne: Wahlweise werden dafür Individualisierungstendenzen, Verarmung, Alkoholismus, Geschlechtskrankheiten oder allgemeiner ein »Sittenzerfall« verantwortlich gemacht. In den 1920er- und 1930er-Jahren werden in der Schweiz verschiedenste familienpolitische Modelle diskutiert, wie der Staat Unterstützungsleistungen für Familien ausrichten könne.¹⁰⁵ Unter anderem erhält hier die Vorstellung einer bäuerlich-vorindustriellen Grossfamilie als Idealtypus einer vormals funktionierenden, sozialintegrativen Gemeinschaft wieder Auftrieb.

Dies sind nur einige Schlaglichter; sie sollen jedoch zeigen, wie sehr in den Nachrufen und seminaristischen Selbstdarstellungen (Jahresberichten) Familie einer Chimäre gleicht, die sowohl ›moderne‹ Lebensweisen wie auch verklärte, scheinbar vormoderne familiale Lebensweisen enthält.¹⁰⁶ Schaut man jedoch auf die oben dargestellte Praxis einer Seminar- bzw. Anstaltsfamilie, sind die Parallelen zur vormodernen Arbeitsgemeinschaft, die durch das gemeinsame Wohnen und Arbeiten verschiedener, auch familienfremder Mitglieder charakterisiert ist, unverkennbar. Unterstrass betreibt zu dieser Zeit immer noch ein Konvikt, das die Hausmutter leitet. Der Direktor und allenfalls seine Ehefrau oder eine separate Hausmutter (wie im Falle der Frau Rychner) oder ein Hausverwalter wohnen im Seminargebäude. Unterstrass ist in dieser Hinsicht kein ›Spezialfall‹: Die Familie als Organisationsform ist im Anstaltswesen des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts sehr verbreitet. Im Erziehungs- und Armenwesen und vor allem in der

¹⁰³ Vgl. dazu und zu Pestalozzis Familienbild Horlacher 2015.

¹⁰⁴ Vgl. bspw. Gugerli 1991.

¹⁰⁵ Vgl. u.a. Studer 1997; Wecker/Studer/Sutter 2001.

¹⁰⁶ Zum Mythos Großfamilie als Projektion restaurativer Sozialutopien vgl. Mesmer 1991, S. 35f.; zur historisch-demographischen Entmystifizierung der Großfamilie Mitterauer 1984.

Krankenpflege¹⁰⁷ und der Psychiatrie ist die »Anstaltsfamilie« als Organisationsform bekannt. In Deutschland hatte erstmals der Psychiater Christian Friedrich Wilhelm Roller 1842 im badischen Illenau eine Anstalt in dieser Form geführt. Ihm folgte im letzten Drittel des Jahrhunderts u.a. Heinrich Cramer, der die Irrenheilanstalt Marburg nach dem Modell der Anstaltsfamilie organisierte: Er selbst lebte mit seiner Familie auf dem Anstaltsgelände, das Pflegepersonal lebte rund um die Uhr mit den Insass/-innen zusammen und bestritt mit ihnen zusammen den Alltag. Die über das Gelände der Anstalt verteilten verschiedenen Einzelgebäude wurden »Familienhäuser« genannt.¹⁰⁸ Insgesamt ging es darum, die Anstalt und die psychiatrische Pflege zu reformieren.¹⁰⁹ Nach Karen Nolte hängt dieses Familienmodell in Anstalten gerade mit dem Aufkommen der bürgerlichen Kernfamilie zusammen, in deren Kompetenzen die Anstaltspsychiatrie eben empfindlich eingriff:

Die in der Irrenheilanstalt inszenierte Familie ist [...] eine Reaktion auf ein Grunddilemma, mit dem die aus dem gehobenen Bürgertum stammenden ›Irrenärzte‹ konfrontiert waren. Die bürgerliche Kleinfamilie wurde im Sinne eines Allgemeingültigkeit beanspruchenden Konzepts als der private Schutzraum schlechthin konstruiert, in dessen intimer Atmosphäre die Familienmitglieder insbesondere in emotionaler Hinsicht reproduziert werden sollten. Andererseits griffen Zwangseinweisungen von psychisch Kranken in die modernen Irrenanstalten empfindlich in diesen intimen Schutzraum ein.¹¹⁰

Indem die Anstalt der Familie eine entsprechende Kompetenz abspricht, muss sie eine überzeugende Alternative bieten: »Kern der Anstaltsbehandlung wurde eben wegen der eigentlichen Familienfeindlichkeit der Anstaltspsychiatrie [...] die Inszenierung der Anstaltsgemeinschaft aus Patient/-innen, Wärter/-innen und den Ärzten als ›Anstaltsfamilie‹.«¹¹¹ Ähnlich kann auch über das Verhältnis von Schule und Familie nachgedacht werden, denn wenn auch die Schule wohl weniger stark

¹⁰⁷ Zum Familienbild in der religiös geprägten Krankenpflege Büttner 2009. Sie beschreibt dies in Zusammenhang mit der Herausforderung, die der Tod einer Mitschwester innerhalb der Schwesternschaft bedeutete, »ersetzte doch das nach dem patriarchalischen Eltern-Töchter-Prinzip organisierte Mutterhaus die eigene Familie« (ebd., S. 146).

¹⁰⁸ Nolte 2003, S. 43ff., hier S. 45.

¹⁰⁹ Ähnliche Ansätze sind aber bereits aus dem 18. und beginnenden 19. Jahrhundert aus England (Tuke, das Quäker-Umfeld in York mit ihrem Konzept des »Retreats«, Conollys »No-Restraint«-System) und Frankreich (Pinel, Esquirol) bekannt, auf die sich auch die deutschen Psychiater bezogen. Vgl. Nolte 2003, S. 29ff. und auch Dörner 1999, S. 82ff.

¹¹⁰ Nolte 2003, S. 43.

¹¹¹ Ebd., S. 44.

in Familien eingriff, stand sie gleichwohl in der Erziehung mit der (bürgerlichen) Familie tendenziell in Konkurrenz.¹¹²

Unterstrass ist mit der Anrufung der »Seminarfamilie« in den Jahresberichten und der Betonung der »Nähe« der Verstorbenen zum Seminar in den Nachrufen bezüglich der Stärke und der allgegenwärtigen Verbreitung dieses Modells sicher ein Spezialfall. Als alltägliche Praxis aber hat das gemeinsame Leben in der Anstalt nicht zuletzt ein pädagogisches Ziel. Bittner/Kessl sprechen von einer »Familiarisierung des Pädagogischen«, wenn sich pädagogische Institutionen die Herkunftsfamilie als Modell und Ideal aneignen und deren Praktiken in den pädagogischen Alltag überführen.¹¹³ Grube/De Vincenti haben gezeigt, dass in Unterstrass pädagogisches Wissen vor allem über das Prinzip der Tradierung innerhalb der »Seminarfamilie«, von erfahrenen Seminarlehrern auf die angehenden Primarlehrer, sowie durch die alltägliche Integration in diese Seminarfamilie weitergegeben wurde.¹¹⁴ Auch für das kantonale Seminar Küsnacht, das nur bis 1875 ein Konvikt betrieb,¹¹⁵ sind familienähnliche Gemeinschaftspraktiken ausgewiesen.¹¹⁶ Dort sowie an der Töchterschule lebten ebenfalls die Hauswartehepaare auf dem Schulgelände.¹¹⁷ In ihrer Rhetorik orientiert sich die Töchterschule aber nicht an der Anstaltsfamilie, sondern an der abstrakteren »Gemeinschaft« oder einem Gemeinschaftsgefühl, das es an der Schule zu erhalten und zu pflegen gelte.¹¹⁸ Damit zeigt sich noch einmal abschliessend, was in der Analyse wiederholt deutlich geworden ist: dass die Töchterschule als städtisches Gymnasium auf andere institu-

¹¹² Grube/De Vincenti (2016, S. 100) sprechen vom Konflikt zwischen der ›häuslichen Erziehung‹ (basierend auf Instinkt, Tradition) und der öffentlichen Erziehung (basierend auf Theorie, Pädagogik). Zum Verhältnis von Schule und Familie im historischen Überblick, und wie Familiarisierung sich dabei zu einer Art Qualitätsmerkmal für Schule entwickelt hat, vgl. Reh 2009; Scholz/Reh 2009. Zum Familienbegriff in pädagogischer Praxis und Theorie notiert Herrmann (2009, S. 156f.): »Im Zuge seiner Karriere als Präfixoid (Familienalumnat, Familienprinzip etc.) wurde der Familienbegriff zugleich auf wenige formale Merkmale (begrenzte Schülerzahl, Inspektor, Hausdame) reduziert und im Zuge seiner Inflationierung anschlussfähig an den reformpädagogisch besetzten Begriff der ›Gemeinschaft‹ – bis hin zur Austauschbarkeit.«

¹¹³ Bittner/Kessl 2019, S. 291.

¹¹⁴ Grube/De Vincenti 2016.

¹¹⁵ Grob 1982, S. 42.

¹¹⁶ Vgl. Grube/De Vincenti 2016, S. 96.

¹¹⁷ Zum Hauswartehepaar sowie Hauswartpraktiken vgl. den Artikel von Adrian Juen in diesem Band.

¹¹⁸ So schreibt Enderlin als Rektor der Töchterschule vom »Problem der Erhaltung der Gemeinschaft in einer Schule, deren Grösse das übliche Mass überschritten hat, war naturgemäss das Leitmotiv fast aller Bestrebungen im inneren Schulleben. [...] Maibummel, Schulreise, Wettspiele, Uetlibergbummel taten ihre altbewährten gemeinschaftsfördernden Dienste. Dazu kam die Wiederbelebung der Einrichtungen von Skikolonien und ferner eine neue Veranstaltung: der Skitag.« (Jahresbericht der Töchterschule der Stadt Zürich, Schuljahr 1930/31, S. 24f.).

tionelle Voraussetzungen als das Evangelische Seminar Unterstrass gründet, was sich auch in unterschiedlichen Gedenk- und Vergemeinschaftspraktiken zeigt.

7 Schluss

Die praxeologische Lesart meiner Quellen hat zum einen Darstellungs- und Schreibpraktiken im institutionellen Totengedenken aufgeschlüsselt. Zum anderen standen im Zentrum der Analyse Trauer- und Erinnerungspraktiken, die sich mit dem Nachruf verknüpfen, die er hervorbringt und zu denen er selbst gezählt werden muss. Dabei ging es mir weniger um eine detaillierte Beschreibung von singulären Praktiken als um den Versuch einer Lektüre des historischen Geschehens durch eine praxeologische »Brille«.¹¹⁹ Die Praxeologie als Perspektive lenkt den Blick konsequent auf die Frage, was in den Quellen hergestellt, »gemacht« wird. In meinem Beispiel wäre dies die Herstellung von Gemeinschaft über Erinnerungs- und Trauerpraktiken innerhalb des Seminars, aber auch über den Jahresbericht allgemein, der gleichsam als Praxis zur Herstellung von Gemeinschaft, aber auch Exklusivität betrachtet werden kann.

Ein konsequenterer Blick auf Praktiken würde auch für eine allgemeinere Geschichte des Todes gewinnbringend sein: Statt die Kulturgeschichte des Todes/ der Trauer würde dieser evtl. andere Phänomene und Genealogien aufschlüsseln. So gälte es noch zu klären, ob die Funktion, Gemeinschaft zu bekräftigen, eine genuin moderne Erinnerungspraxis ausmacht oder sie mit einer vormodernen verbindet. Wie unterschiedlich diese Gemeinschaft zudem ausfallen kann, hat die komparativ angelegte Analyse dieses Artikels gezeigt. Zudem verfehlt es eine Kulturgeschichte des Todes, die eine Individualisierung und Privatisierung der Trauerkultur in der Moderne diagnostiziert, darzustellen, was im Angesicht des Todes auch noch geschieht: nämlich eine Anrufung und Bestärkung der Gemeinschaft im Trauern und Erinnern, und zwar nicht nur im Kontext der Nation, wie im Falle von Staatsbegräbnissen oder Prominenten, sondern auch im Bezug auf Institutionen.

Damit ist eine praxeologisch gewendete Geschichte des Todes, der Erinnerung und der Gemeinschaft am Seminar auch ein Beitrag zu einer radikalen Historisierung von historischen Gegenständen und knüpft damit an einen Anspruch an, den die Historische Anthropologie seit den 1990er-Jahren verfolgt.¹²⁰ In Bezug auf meinen Beitrag heißt radikale Historisierung einerseits die Historisierung von scheinbar Ahistorischem (Tod, Gemeinschaft, Familie). Andererseits kann mit-

¹¹⁹ Vgl. zu diesem »Forschungsblick auf die Vergangenheit durch eine spezifische Optik« Haasis/Rieske 2015, S. 24.

¹²⁰ Arni 2018.

tels einer praxeologischen Perspektive nicht nur gefragt werden, welche Praktiken Dokumente hervorbringen, sondern auch, inwiefern diese Dokumente selbst Elemente im Geschehen sind. Anders formuliert: Es gäbe kein Handeln, wären die Nachrufe nicht da, d.h. würden vorgetragen, gedruckt, verteilt, gelesen, aufbewahrt usw. Sie werden damit zu wesentlichen Elementen im Handlungsgefüge, im historischen Geschehen – zu Medien der Vergemeinschaftung. Sie werden zu Akteuren in diesem Prozess wie auch in dessen historiografischer Aufschlüsselung.

Die Nachrufe aus Unterstrass betonen die Nähe und Familiarität der verstorbenen Personen und lassen damit ein eng geknüpftes Netz der Gemeinschaft des Seminars Unterstrass vor den Augen der Hinterbliebenen wieder aufleben und tragen dieses Netz als Wunsch in die Zukunft der Institution. Wiederholt hat sich eine ausgeprägte Erinnerungspraxis in Unterstrass herausgeschält. Neben der fast akribischen Erinnerung aller verstorbenen Ehemaligen und Zugewandten (es wurde sogar Buch geführt!) stehen weitere Praktiken der Herstellung von Gemeinschaft: das gemeinsame Essen, das Leben als »Seminarfamilie« oder die Briefe zwischen dem Direktor und Seminaristen und Seminaristinnen. Im Vergleich dazu hat die städtische Töchterschule ein weniger grosses – oder langes – institutionelles Gedächtnis. Hier werden nur einzelne Verstorbene in den schuleigenen Publikationen erinnert. Überlieferte Grabreden des Rektors zeigen jedoch, wie auch hier der Tod im Kontext der Schulgemeinschaft präsent war und der Rektor durch seine Präsenz an Begräbnissen die institutionelle Gemeinschaft aufrechterhalten hat.

Ein Beispiel dafür lieferte die eingangs zitierte Passage aus der Rede bei der Kremation der Schülerin Gret Häcker. Ein wesentlicher Teil von Grabreden bzw. Nachrufen auf Schülerinnen, Lehrer oder Vorstandsmitglieder – die Biografie und Charakterskizze – fehlt hier. Dies hat einerseits mit der Kürze ihres Lebens zu tun. Andererseits scheint die sonst übliche abschliessende Skizzierung des Charakters aufgrund ihres Selbstmords zu scheitern. Die anschliessende Verallgemeinerung in die Gemeinschaft der Schule gelingt hier nicht. Doch auch – und vielleicht gerade – in diesem Fall schafft der Nachruf Gemeinschaft unter den Lebenden. Nicht zufällig schliesst der Rektor mit den Worten: »Wir sind eine Gemeinschaft Schuldiger und Leidender geworden. Mögen wir uns finden zu einer Gemeinschaft bussfertiger und hilfsbereiter Herzen.«¹²¹

121 Handschriftliche Ergänzung auf dem Durchschlag (SAZ V.H.c.98:10.2. Traueransprachen, Nekrologie 1932-1963 [!]).

Quellen und Literatur

Ungedruckte Quellen

Stadtarchiv Zürich (SAZ)

V.H.c.98. 10.2. Ansprachen und Reden 1932-1963, Traueransprachen, Nekrologe 1932-1963 (I-III).

Archiv Unterstrass

Nachlass von Konrad Zeller. A: Schachtel 4-5: Briefe von ehemaligen Schülern bis 1978.

Seminarverein, Nekrologe. Abt II.B., 1.05.01.

Gedruckte Quellen

Evangelisches Lehrerseminar Zürich

Bericht über das Evangelische Seminar Unterstrass. Zürich, 1900-1911.

Bericht. Zürich, 1912-1941.

Jahresbericht. Zürich, 1942-1950.

Seminarblatt aus dem Weißen Kreuz. Zürich, 1905-1937.

Das neue Seminarblatt. Zürich, 1937-1937.

Seminarblatt aus dem Evangelischen Seminar Zürich-Unterstrass. Zürich, 1937-1950.

Töchterschule der Stadt Zürich

[Anonym] (1931): † Frl. Sophie Heim. In: Schweizerische Lehrerinnenzeitung 36, H. 2, S. 18-20.

[Anonym] (1933): Nachruf auf Hans Wissler. In: Jahresbericht der Töchterschule der Stadt Zürich, Schuljahr 1932/33, Abteilung I, S. 21 und 41.

[Anonym] (1936): Nachruf auf Leonie Bindschedler. In: Jahresbericht der Töchterschule der Stadt Zürich, Schuljahr 1935/36, S. 30-32.

Benz, Emilie (1919): † Dr. med. Anna Heer. In: Schweizerische Lehrerinnenzeitung 23, H. 6, S. 118-124.

Eberhard, L. (1912): Frau Emma Coradi-Stahl. In: Schweizerische Lehrerinnenzeitung 16, H. 9, S. 189-193.

Grob, C. (1982): Das Lehrerseminar des Kantons Zürich in Küsnacht. Zur Feier des 50-jährigen Jubiläums der Anstalt. Zürich.

Jahresberichte der Töchterschule der Stadt Zürich. Zürich, 1928-1933.

Schlienger-Schoch, Friedrich (1931): Aus der Geschichte des Evangelischen Schulvereins der Schweiz, 1881-1931. Basel.

Literatur

- Aka, Christine (1993): Tot und vergessen? Sterbebilder als Zeugnis katholischen Totengedenkens. Detmold.
- Arni, Caroline (2018): Nach der Kultur. Anthropologische Potentiale für eine re-kursive Geschichtsschreibung. In: Historische Anthropologie 26, H. 2, S. 200-223.
- Bittner, Martin/Kessl, Fabian (2019): Zur Institutionalisierung des Pädagogischen am Beispiel familiarisierter Vergemeinschaftung. In: Kathrin Berdelmann/Bettina Fritzsche/Kerstin Rabenstein/Joachim Scholz (Hg.): Transformationen von Schule, Unterricht und Profession. Erträge praxistheoretischer Forschung. Wiesbaden, S. 289-305.
- Bodmer, Jean-Pierre (1986): Das Archiv des »Gedenkschriften-Verlages W. Frei«. Separatdruck aus dem Zürcher Taschenbuch auf das Jahr 1987. Zürich, S. 233-244.
- Bogusz, Tanja (2010): Zur Aktualität von Luc Boltanski. Einleitung in sein Werk. Wiesbaden.
- Bronfen, Elisabeth (1992): Over Her Dead Body. Death, Femininity and the Aesthetic. Manchester.
- Büttner, Annett (2009): »Herr ist meines Lebens Kraft, vor wem sollte ich mich fürchten?« Die religiöse Deutung des vorzeitigen Todes durch evangelische Diakonissen im 19. Jahrhundert. In: Historical Social Research/Historische Sozialforschung 34, H. 4 (130), S. 133-153.
- Crotti, Claudia (2015): Höhere Töchterschule und Lehrerinnenseminar Zürich. Das Seminar als Sprungbrett an die Alma Mater (1878-1905). In: Andreas Hoffmann-Ocon (Hg.): Orte der Lehrerinnen- und Lehrerbildung im Kanton Zürich. Bern, S. 131-143.
- Dörner, Klaus (1999): Bürger und Irre. Zur Sozialgeschichte und Wissenschaftssoziologie der Psychiatrie [1969]. 2. Aufl. Hamburg.
- Fischer, Norbert (2001a): Geschichte des Todes in der Neuzeit. Erfurt.
- Fischer, Norbert (2001b): Zur Geschichte der Trauerkultur in der Neuzeit. Kulturhistorische Skizzen zur Individualisierung, Säkularisierung und Technisierung des Totengedenkens. In: Markwart Herzog (Hg.): Totengedenken und Trauerkultur. Geschichte und Zukunft des Umgangs mit Verstorbenen. Stuttgart, S. 41-57.
- Fowler, Bridget (2007): The Obituary as Collective Memory. New York, London.
- Freist, Dagmar (2015): Historische Praxeologie als Mikro-Historie. In: Arndt Bredtdecke (Hg.): Praktiken der Frühen Neuzeit. Akteure, Handlungen, Artefakte. Köln, Weimar, Wien, S. 62-77.
- Goetz, Thomas (2008): Poetik des Nachrufs. Zur Kultur der Nekrologie und zur Nachrufszene auf dem Theater. Wien.

- Grube, Norbert (2018): Verortungsversuche von fluiden Bildungsräumen im Evangelischen Lehrerseminar Zürich Unterstrass 1870 bis 1950. Das familiale Leitbild als raumkonstituierender Ordnungsfaktor. In: Historia Scholastica 4, H. 1, S. 17-28.
- Grube, Norbert/De Vincenti, Andrea (2016): Pädagogisches Wissen in seinen fachlichen und alltäglichen Ausprägungen. Die Seminare Küsnacht und Unterstrass zwischen 1830 und 1930. In: Andreas Hoffmann-Ocon/Rebekka Horlacher (Hg.): Pädagogik und pädagogisches Wissen. Ambitionen in und Erwartungen an die Ausbildung von Lehrpersonen. Bad Heilbrunn, S. 93-115.
- Grube, Norbert/Hoffmann-Ocon, Andreas (2015): Orte der Lehrerinnen- und Lehrerbildung im Kanton Zürich. Überblick auf Dynamiken, Kontroversen und eine spannungsgeladene Vielfalt. In: Andreas Hoffmann-Ocon (Hg.): Orte der Lehrerinnen- und Lehrerbildung im Kanton Zürich. Bern, S. 25-95.
- Gugerli, David (1991): Das bürgerliche Familienbild im sozialen Wandel. In: Thomas Fleiner-Gerster/Pierre Gilliland/Kurt Lüscher (Hg.): Familien in der Schweiz. Familles en Suisse. Fribourg, S. 59-74.
- Haasis, Lucas/Rieske, Constantin (2015): Historische Praxeologie. Zur Einführung. In: Diess. (Hg.): Historische Praxeologie. Dimensionen vergangenen Handelns. Paderborn, S. 7-54.
- Halling, Thorsten (2009): »Plötzlich und für uns alle unfassbar ...«. Der vorzeitige Tod zwischen privater und öffentlicher Erinnerung seit dem Zeitalter der Aufklärung. In: Historical Social Research/Historische Sozialforschung 34, H. 4, S. 231-246.
- Halling, Thorsten/Fehlemann, Silke/Vögele, Jörg (2009): Der vorzeitige Tod als Identitäts- und Sinnstiftungsmuster in historischer Perspektive. Einige einführende Überlegungen. In: Historical Social Research/Historische Sozialforschung 34, H. 4, S. 9-19.
- Hardegger, Urs (2008): »Bis dass sie wissen, dass sie nichts wissen«. Gründung und Persistenz des Evangelischen Lehrerseminars Zürich. In: Michael Göhlich/Caroline Hopf/Daniel Tröhler (Hg.): Persistenz und Verschwinden. Pädagogische Organisationen im historischen Kontext. Wiesbaden, S. 119-129.
- Henseler, Joachim/Reyer, Jürgen (Hg.) (2000): Sozialpädagogik und Gemeinschaft. Historische Beiträge zur Rekonstruktion eines konstitutiven Verhältnisses. Baltmannsweiler.
- Herrmann, Ulrich G. (2009): Elternhaus und Schule – Kooperation und Opposition. Zum Wechselverhältnis beider Sozialisationsinstanzen im 19. Jahrhundert. In: Jutta Ecarius/Carola Groppe/Hans Malmede (Hg.): Familie und öffentliche Erziehung. Theoretische Konzeptionen, historische und aktuelle Analysen. Wiesbaden, S. 139-158.
- Hillebrandt, Frank (2014): Soziologische Praxistheorien. Eine Einführung. Wiesbaden.

- Horlacher, Rebekka (2015): Die Familie als Keimzelle der Gesellschaft bei Johann Heinrich Pestalozzi. In: Michèle Hofmann/Lukas Boser/Anna Bütkofer/Evelyne Wannack (Hg.): Lehrbuch Pädagogik. Eine Einführung in grundlegende Themenfelder. Bern, S. 113-130.
- Horn, Eva (1998): Trauer schreiben. Die Toten im Text der Goethezeit. München.
- Hugger, Paul (2002): Meister Tod. Zur Kulturgeschichte des Sterbens in der Schweiz und in Liechtenstein. Zürich.
- Hüppi, Hans-Martin (2007): Die Geschichte von »unterstrass.edu« als »Seminar Unterstrass« bzw. »Evangelisches Lehrerseminar/Kindergärtnerinnenseminar Zürich«, online unter www.unterstrass.edu/assets/files/ueber-uns/Geschichte_von_Unterstrass-170925.pdf (Zugriff: 15.04.2020).
- Jacobi, Juliane (1990): »Geistige Mütterlichkeit«. Bildungstheorie oder strategischer Kampfbegriff gegen Männerdominanz im Mädchengeschulwesen? In: Die Deutsche Schule. Zeitschrift für Erziehungswissenschaft, Bildungspolitik und pädagogische Praxis, Beiheft, S. 209-224, online unter https://publis.hup.uni-potsdam.de/files/3754/1990_Geistige_Muetterlichkeit.pdf (Zugriff: 15.04.2020).
- Lenz, Rudolf (Hg.) (1975): Leichenpredigten als Quelle historischer Wissenschaften. (Erstes Marburger Personalschriftensymposium, Forschungsschwerpunkt Leichenpredigten.) Köln, Wien.
- Macho, Thomas H. (1987): Todesmetaphern. Zur Logik der Grenzerfahrung. Frankfurt a.M.
- Mesmer, Beatrix (1991): Familienformen und gesellschaftliche Strukturen. In: Thomas Fleiner-Gerster/Pierre Gilliland/Kurt Lüscher (Hg.): Familien in der Schweiz/Familles en Suisse. Fribourg, S. 31-57.
- Mesmer, Beatrix (1988): Vom »doppelten Gebrauchswert« der Frau – eine Einführung. In: Marie-Louise Barben/Elisabeth Ryter (Hg.): verflixt und zugeneh! Frauenberufsbildung – Frauenerwerbsarbeit 1888-1988: Beiträge zur gleichnamigen Ausstellung im Rahmen des hundertjährigen Jubiläums der Berufs-, Fach- und Fortbildungsschule Bern, Oktober 1988. Zürich, S. 15-21.
- Mitterauer, Michael (1984): Der Mythos von der vorindustriellen Großfamilie. In: Ders./Sieder, Reinhard: Vom Patriarchat zur Partnerschaft. Zum Strukturwandel der Familie. 3. Aufl. München, S. 13-37.
- Nolte, Karen (2003): Gelebte Hysterie. Erfahrung, Eigensinn und psychiatrische Diskurse im Anstaltsalltag um 1900. Frankfurt a.M.
- Oexle, Otto Gerhard (1995): Memoria als Kultur. In: Ders. (Hg.): Memoria als Kultur. Göttingen, S. 9-78.
- Papilloud, Christian (2003): Bourdieu lesen. Einführung in eine Soziologie des Unterschieds. Mit einem Nachwort von Loïc Wacquant. Bielefeld.
- Reh, Sabine (2009): »Der aufmerksame Beobachter des modernen großstädtischen Lebens wird zugeben, dass die Familie heute leider nicht mehr den

- erziehlichen Wert früherer Tage besitzt.« Defizitdiagnosen zur Familie als wiederkehrendes Motiv in deutschen reformpädagogischen Schulentwürfen und Schulreformdiskursen im ersten Drittel des 20. Jahrhunderts. In: Jutta Ecarius/Carola Groppe/Hans Malmede (Hg.): *Familie und öffentliche Erziehung. Theoretische Konzeptionen, historische und aktuelle Analysen*. Wiesbaden, S. 159-182.
- Scholz, Joachim/Reh, Sabine (2009): *Verwahrlose Familien – Familiarisierte Schulen. Zum Verhältnis von Schule und Familie in den Diskursen der deutschen Schulgeschichte seit 1800*. In: Fritz-Ulrich Kolbe/Sabine Reh/Till-Sebastian Idel/Bettina Fritzsché/Kerstin Rabenstein (Hg.): *Ganztagschule als symbolische Konstruktion*. Wiesbaden (Schule und Gesellschaft 38), S. 159-177.
- Stadt Zürich, Präsidialdepartement (2018): *Kremationsgeschichte*, online unter www.stadt-zuerich.ch/prd/de/index/bevoelkerungsamrt/tod/krematorium/kremationsgeschichte.html (Zugriff: 15.04.2020).
- Stollberg-Rilinger, Barbara (2013): *Rituale*. Frankfurt a.M. (Historische Einführungen 16).
- Studer, Brigitte (1997): *Familienzulagen statt Mutterschaftsversicherung? Die Zuschreibung der Geschlechterkompetenzen im sich formierenden Schweizer Sozialstaat 1920-1945*. In: *Schweizerische Zeitschrift für Geschichte* 4, H. 2, S. 151-170.
- Tersch, Harald (2007): *Leere Worte? Die Totenrede und ihre Entwicklung*. In: Wolfgang Hameter/Meta Niederkorn-Bruck/Martin Scheutz (Hg.): *Freund Hein? Tod und Ritual*. Innsbruck, Wien, Bozen, S. 177-205.
- Wecker, Regina/Studer, Brigitte/Sutter, Gaby (2001): *Die »schutzbedürftige Frau«. Zur Konstruktion von Geschlecht durch Mutterschaftsversicherung, Nachtarbeitsverbot und Sonderschutzgesetzgebung*. Zürich.
- Zihlmann-Märki, Patricia (2010): »Gott gebe das wir das Liebe Engelein mit Freuden wieder sehen Mögen«. Eine kulturgeschichtliche Untersuchung des Todes in Basel 1750-1850. Zürich.

